

P Carolin ienkos

„Unterhaltung mit Haltung“, so heißt es in einer Kritik über Carolin Pienkos' aktuelle Arbeit *Der Beweis*. Die österreichische Erstaufführung im *stadtTheater walfischgasse* in Wien ist ein weiterer Meilenstein eines wahren Erfolgslaufes, den die Regisseurin dort geboten hat. Von *C(r)ash*, einem Psychothriller, bis zu den Komödien *Der Vorname* und *Halbe Wahrheiten*, beherrscht sie alle Genres und inszeniert mit großer erzählerischer Sorgfalt. Ihre Schauspieler führt sie dabei zu Höchstleistungen. Seit 2012 arbeitet die gebürtige Osnabrückerin im *stadtTheater walfischgasse*, das heuer bedauerlicherweise als Schauspielort in die letzte Saison gehen wird. Carolin Pienkos gestaltete dort auch gemeinsam mit der Intendantin den Spielplan.

TEXT Gudrun Tielsch FOTOS Nina Goldnagl



Theater zeigt Möglichkeiten auf

Ich treffe die Regisseurin noch in der Probenzeit, sie hat ihr Stück gerade das erste Mal im Ablauf gesehen, gleich nach unserem Interview muss sie ihren Sohn von einem Kindergeburtstag abholen. Energiegeladen nimmt sie mir gegenüber Platz, sie gibt enorm Tempo vor, eine klare Denkerin mit konzentrierter präziser Sprache.

Frau Pienkos, Sie managen ein Leben zwischen Theater und Familie. Sehen Sie sich als Realistin?

Ich bin ein absoluter Realist und glaube daher an die Kraft der Vision. Ich glaube, dass das, was wir mit unserem Geist bewegen können, nicht unterschätzt werden darf.

Ihre aktuelle Inszenierung „Der Beweis“ thematisiert u. a. die Grenze zwischen geistiger Genialität und geistiger Übersteigerung, also Wahnsinn. Worum genau geht es?

Vorweg: Das, was wir als unsere Gesundheit bezeichnen, ist ein sehr fragiles Ding. Nicht umsonst wird von der WHO die Definition von Gesundheit immer wieder neu formuliert. Denn wo ist die Grenze, wo man sagen kann, man steht auf einem realistischen Boden und weiß, was passiert, und wo ist die visionäre Kraft eines Menschen schon viel größer und hat sich schon längst von dem entfernt, was man als zulässige, allgemeinverbindliche Realität empfindet? Das Stück ist eine Familiengeschichte, der Vater, ein genialer Mathematiker, erkrankt und wird schizophren, eine seiner beiden Töchter pflegt ihn bis zu seinem Tod. In seinen Aufzeichnungen taucht ein mathematischer Beweis auf, der bei Veröffentlichung die Welt verändern würde. Die pflegende Tochter, selbst zwischen Genie und Wahnsinn, behauptet aber, den Beweis hätte sie geschrieben. Nun muss ein Beweis für den Beweis gefunden werden. Innerhalb dieses Plots werden Themen verhandelt wie Wahnsinn, Enteignung, Diebstahl, Genie und auch Vertrauensbruch. Das Stück konzentriert sich auf vier Personen: den Mathematiker, seine beiden Töchter und einen Mathematikdozenten. Vorlage für die Figur des Vaters war uns der Russe Henry Grigori Perelman. Es gibt eine Liste von Millenniumsproblemen, also den sieben größten ungelösten mathematischen Rätseln, die im Jahr 2000 vom Clay Mathematics Institute in Cambridge aufgestellt worden ist. Man hat geglaubt, die werden in den nächsten Jahrhunderten vielleicht gelöst. Nur zwei Jahre später hat Perelman den Beweis für eines dieser ungelösten Rätsel erbracht. Er ist ein Faszinosum, der Inbegriff des verschlossenen Wissenschaftlers,

der abseits der Realität nur in seinem eigenen Kopf mit seinen Zahlen lebt. Er hat ein ausgesetztes Preisgeld von einer Million Dollar abgelehnt mit der Begründung: Ihr seid überhaupt nicht in der Lage zu beurteilen, was ich da verfasst habe. Auch seine Dozentenstelle an der Uni hat er aufgegeben und lebt heute mit seiner Mutter vollkommen zurückgezogen in St. Petersburg. Eine Höchstbegabung mit gleichzeitig großen sozialen Schwächen. Wo setzt man hier den Maßstab für Realität und Realitätsverlust an?

Es war klug vom Autor, Wissenschaftler und nicht Künstler in diese Grenzbereiche zu schicken.

Kunst ist nicht messbar und folglich auch nicht beweisbar. Sie unterliegt der Subjektivität. David Auburn ist ein relativ junger Autor, er ist erst 45 Jahre alt und hat sämtliche großen Preise für das Stück bekommen, vom Tony Award bis zum Pulitzerpreis.

Sie haben in den letzten Jahren am „stadtTheater walfischgasse“ auch den Spielplan mitgestaltet. Nach welchen Kriterien treffen Sie die Stückauswahl?

Wichtig ist mir, dass Stücke eine gesellschaftliche Relevanz haben. Brisante Stoffe und Geschichten, die eine innere Notwendigkeit haben erzählt zu werden und die natürlich noch nicht überstrapaziert worden sind. Stücke, die überraschende unvorhersehbare Wendungen nehmen. Gewisse Stücke konnten wir im *stadtTheater* natürlich nicht machen, zum Beispiel Stücke mit mehr als fünf oder sechs Schauspielern. Das sprengt den Rahmen, auch finanziell. Aber innerhalb dieses Segments wollten wir so vielfältig wie möglich sein. Ich scheue mich dabei vor keinem Genre. Insofern ist es schwer, Kategorien festzumachen. Das Stück muss gute Dialoge haben und eine Geschichte erzählen.

Sollten es vor allem Ur- und Erstaufführungen sein?

Nein. Natürlich will man die Gegenwartsdramatik fördern, das ist ja auch der Auftrag eines Theaters. Dennoch finde ich diesen Hype um Uraufführungen etwas übertrieben. Qualität zeichnet sich nicht nur durch das Neue aus. Aber es macht natürlich Freude, wenn man ein neues Stück entdeckt oder gar an dessen Entwicklung beteiligt sein kann. So gab es eine tolle, lebendige Zusammenarbeit mit Rupert Henning, der *C(r)ash* geschrieben hat; das ist dann schon etwas Besonderes.

Was ergibt für Sie also einen befriedigenden Theaterabend?



„Auch mit 5.000 Freunden kann man ganz schön einsam sein.“



Der Beweis von David Auburn (Anna Sophie Krenn, Michael Schusser)

Wenn ich berührt werde. Wenn mir das Hirn und das Herz aufgehen und ich Lust habe zu begreifen, was mir nicht erzählt wird. Wenn ich Geheimnisse vermuten kann und ich trotzdem eine Geschichte erzählt bekomme, die mich fesselt.

Gibt es Theaterformen, die Sie gar nicht interessieren?

Ich bin, offen gestanden, kein postdramatischer Fan, ich tue mich schwer mit Stücken, die keine Erzählung, linear oder unlinear, beinhalten. Auch performanceartiges Kunsttheater finde ich nur bedingt interessant. Ich sehe es mir zwar an, aber es gibt mir nicht so viel, dass ich sagen würde, ich will in diese Richtung arbeiten. Es gab zum Beispiel einen Julia-Abend bei den heurigen Wiener Festwochen. Fünf koreanische Schauspielerinnen aus fünf koreanischen Inszenierungen haben ein und dieselbe Julia-Szene hintereinander gespielt. Das war eine interessante Versuchsanordnung, aber für mich kein befriedigender Theaterabend. Ich halte auch wenig von sogenannten Gesinnungsstücken, also Stücken, wo man Ideologien per se an der Abendkasse mit seiner Karte mitkauft. Ich finde es durchaus wichtig, dass man virulente Themen aufgreift, wie zum Beispiel die Finanzkrise, Energiewenden oder

Kindesmissbrauch etcetera, Themen, die die uns wirtschaftlich und sozial verweben, Themen, wo man nicht wegsehen sollte. Aber ich möchte Menschen sehen, die in ihrer Art zu agieren, in ihrem Widerspruchsgeist oder Jasagertum erzählen, wie *ich* mich zu diesem Thema stellen kann. Menschen, die mir Möglichkeiten aufzeigen. Das ist für mich die größte Qualität des Theaters. Es zeigt Möglichkeiten auf und fördert im besten Fall das Bewusstsein und die Motivation, Entscheidungen zu treffen und verantwortlich zu handeln. Es schafft einen Perspektivewechsel auf das Alltägliche und schärft die Wahrnehmung.

Der Schritt von der Erkenntnis zum daraus resultierenden Handeln scheint trotzdem groß. Durch Facebook z. B. kann man sich eine völlig neue Identität schaffen, ein Profil samt dazugehöriger Legende von sich entwickeln, das selbstsicher in der Welt agiert.

Für den Schritt, aus einer Haltung heraus tatsächlich zu handeln, braucht man den Mut, mögliche negative Konsequenzen in Kauf zu nehmen. Das war immer schon so, das ist nicht neu.

Facebook hat seine Kraft daraus bezogen, dass Menschen sich gerne darstellen, präsentieren und

Foto Sabine Hauswirth



Der Vorname von Matthieu Delaporte und Alexandre de la Patelliere (Ildiko Babos, Oliver Baier, Michael Rast, Alexander Rossi und Katharina Solzbacher)

wahrgenommen werden. Doch um wirklich wahrgenommen zu werden, braucht es Austausch und Kommunikation, sonst bleibt man in der Selbstdarstellung, in der reinen Kreation eines Bildes, und das ist unbefriedigend. Außerdem: Auch mit 5.000 Freunden kann man ganz schön einsam sein.

In *C(r)ash* hat Rupert Henning den Gedanken von Facebook verarbeitet. Er hat eine der Figuren genau das Gegenteil erfinden lassen, sogenannte trash blinks. Das sind Bilder und Informationen, die, wenn man sie verschickt, sich beim Adressaten nach 10 Sekunden selbst löschen. So etwas gibt es in der Tat. Nennt sich snapchat. Es hat dazu geführt, dass Menschen ganz besonders intime Momente, Nacktfotos und Betroffenheitsfotos abgelichtet und verschickt haben. Die Darstellungsform hat das Sujet hervorgebracht.

Facebook oder auch Twitter schafft einen schnellen Informationsaustausch; aber das Bedürfnis sich zu sehen, miteinander zu reden sich die Hand zu geben, gibt's ja dennoch. Man kann den größtmöglichen Exhibitionismus leben, und das Grundbedürfnis, das dahintersteht, nämlich Wahrnehmung und Kommunikation, bleibt auf der Strecke. Aber Kommunikation braucht der Mensch, um überleben zu können.

Foto stadtheater.walfischgasse

Man bereichert sich in der Begegnung. Insofern glaube ich nicht, dass Facebook einen befriedigenden Ersatz für Austausch, Verständigung oder gar Identität stiftet.

Um Identität, Rollenbilder und das Aufeinandertreffen von Menschen in ihrer Selbstdarstellung geht es auch in der von Ihnen inszenierten Komödie „Der Vorname“.

Die Komik in dem Stück bezieht sich aus der Differenz zwischen dem, was ich gerne hätte, und dem, was ich habe. Wir sehen den Menschen beim Scheitern an ihren eigenen Idealen zu. Da es eine Komödie ist, sehen wir es auf eine heitere Art. Das Bild, das man sich von sich selbst macht, braucht die gesellschaftliche Anerkennung. In diesem Stück befinden sich zwei Männer im dauernden Testosteronstreit miteinander, müssen sich ihre unterschiedliche Männlichkeit beweisen, und alle anderen werden mit hineingerissen. Der Intellektuelle glaubt dem konsumorientierten Kapitalisten überlegen zu sein, durch seinen inneren Reichtum, seine Belesenheit und Weisheit, aber letztendlich ist er genauso spießig wie der Porschefahrer. Er ist genauso scharf darauf, so ein Auto zu fahren, und die dazugehörige Frau ist vielleicht auch noch attraktiver. Dass zu einem

„Ob man es schafft, wirklich in die Tiefe zu gehen und dahin zu kommen, wo man hin will, das hängt von der Disziplin ab, sowie von der Fähigkeit zu glauben und von der Kraft und dem Mut, den man bereit ist dafür einzusetzen.“

gelungenen Lebensentwurf Kinder gehören, ist klar, kümmern muss sich aber traditionell die Frau. Aber die Frauen fordern ein ganz anderes Verhalten von ihren Männern ein. Es entsteht eine Debatte, wie sie heute in vielen Haushalten stattfindet.

Sie sind Mutter eines neunjährigen Sohnes. Wie läuft bei Ihnen die Arbeitsteilung?

Ich selbst habe das Glück, dass mein Mann und ich gleichermaßen für unser Kind verantwortlich sind. Wenn es sich aus der logistischen Notwendigkeit unserer Berufe ergibt, dann wechseln wir uns natürlich ab. Aber es ist selbstverständlich, dass wir, da wir beide unsere Berufe haben und auch lieben, uns so abstimmen, dass das auch funktioniert.

Wie erleben Sie das in Ihrem Umfeld?

Wie wir es machen ist sicher nicht die Norm, mal abgesehen davon, dass einem die Gesellschaft oder die Situation eine Funktion zuordnet. Wenn mit einem Kind etwas ist, wird immer die Mutter angesprochen. Man könnte auch den Vater ansprechen. Sogar meine eigene Mutter macht das so. Dabei war sie immer selbständig, sie hat über 60 Jahre einen Betrieb aufgebaut und geleitet und drei Kinder großgezogen. Solange mein Vater noch am Leben war, hatte jeder von ihnen einen Betrieb, für die Kinder zuständig war aber meine Mutter. Nach dem Tod meines Vaters waren wir ein reiner Frauenhaushalt. Es war selbstverständlich, dass Frauen unabhängig sind und im Leben stehen. Aber die Mutterrolle blieb im Verständnis meiner eigenen Mutter unverändert haften an alter Tradition.

Glauben Sie, dass das Modell der bürgerlichen Ehe mit seiner klaren Rollenverteilung heute dennoch in Auflösung ist?

Wir sind an einer Umbruchstelle. Wir verabschieden uns früher oder später aus dieser Konventionalität. Das alte Modell Vater, Mutter, Kind ist ein System, das nicht zukunftstauglich ist, für die Eigenschaften, die wir heute für zukunftstauglich halten, nämlich: Flexibilität, Mobilität und Permanenz. Das wirkt sich auf das Berufsleben ebenso aus wie auf das Privatleben, sogar auf das Liebesleben. Ich habe neulich gehört, dass es bei Single-Vermittlungen im Netz üblich ist, dass man mehrfach dated. Selbst wenn man schon jemanden gefunden hat, sucht man weiter, weil jemand Besseres auftauchen könnte. Es gibt einen Perfektionsanspruch, der dazu führt, dass für jedes Interesse, für jede Neigung ein idealer Partner gesucht wird. Idealbesetzungen, die unsere Interessen ergänzen. Dabei kommt es in einer Beziehung, die spontan entsteht, gar nicht darauf an, dass man sich ideal ergänzt, zueinander passt und die gleichen Interessen hat. Oft lebt eine Beziehung von Gegensätzlichkeit. Doch durch die zukunftstauglichen Parameter fehlt es an Zeit, eine Beziehung entstehen und sich entwickeln zu lassen.

Gerade in Theaterberufen muss man besonders flexibel und mobil sein. Dennoch leben Sie auch ein Familienleben. Ja, ich kann mich absolut glücklich schätzen. Ich lebe fast ein normales Leben.

Wann kam der Wunsch bei Ihnen auf Regie zu führen? Ich habe früh gern gelesen und war mit 16 in der

Schule in einer Theater AG. Erst habe ich gespielt, dann bin dann zunehmend in die Regie hineingewachsen. Von da an war mir klar, dass ich Regie führen will. Der Beruf ist im Vergleich zum Schauspieler noch sehr jung, dafür gibt es keine „klassische Ausbildung“. Ich habe in Bremen Germanistik und Kulturwissenschaft studiert, habe viele Seminare dazu genommen aus der Psychologie und Geschichte, weil ich mir ein gutes Handwerk aneignen wollte. Ich dachte, wenn ich den Zugang zur Literatur habe, dann kann ich sie auch vermitteln. Am Bremer Theater konnte ich viele theaterpraktische Erfahrungen dazu machen und diese wissenschaftlich verarbeiten. Diese Möglichkeit war Teil des Studiums. Zeitgleich habe ich als Regieassistentin in Bremen und Oldenburg gearbeitet. Das war schon eine tolle Erfahrung. Prof. Sautermeister, bei dem ich meine Abschlussarbeit über Schiller geschrieben habe, hat mich sehr inspiriert. Dann habe ich mit Schillers „Maria Stuart“ bei Andrea Breth am Burgtheater als Assistentin angefangen. Das war der echte Sprung von der Theorie in die Praxis. Es war ein Erlebnis zu sehen, wie man Schiller auf die Bühne bringen kann, seine universelle politische Dimension ins Heute übersetzen kann. Die Jahre am Burgtheater haben mich maßgeblich geprägt.

Foto: Robert Polster



C(R)ASH
von Rupert Henning
(Cornelius Obonya,
Stefano Bernardin,
Claudia Kottal)

Sie haben mit Andrea Breth und auch mit Dimitar Gotscheff gearbeitet. Das sind sehr unterschiedliche Regiezugänge.

Andrea Breth arbeitet werktreu und versucht dann das Stück dem heutigen Verständnis zugänglich zu machen. Sie sucht danach zu verstehen, wie es der Autor gemeint haben könnte, vor allem in den politischen und gesellschaftlichen Dimensionen. Dimitar Gotscheff ist es überhaupt nicht um Werktreue, das Wort und die Dialogkraft gegangen, sondern er hat eigentlich versucht, das Archaische aus den Stücken herauszufiltern.

Sie haben parallel dazu im Kasino und Vestibül inszeniert und für „lieber weit weg“ eine Nestroy Nominierung erhalten. Warum haben Sie das Burgtheater verlassen?

Als ich mein Kind bekommen habe, war das für mich der Übergang in ein neues Leben, in jeder Beziehung. Ich habe frei gearbeitet, wollte keine Assistenzen mehr machen. Das ist ein toller Beruf, aber ein anderer Beruf und irgendwann muss man sich entscheiden.

Für den Beruf der Regie braucht man Handwerk, aber auch Talent und Fantasie. Kann man das lernen?

Wirkliches Talent ist, glaube ich, nicht erlernbar. Man kann lernen dramaturgische Notwendigkeiten

zu bedienen oder zu begreifen, wie Systeme funktionieren. Ob man es schafft, wirklich in die Tiefe zu gehen und dahin zu kommen, wo man hin will, das hängt von der Disziplin ab, sowie der Fähigkeit zu glauben und von der Kraft und dem Mut, den man bereit ist dafür einzusetzen.

Sie leben nun seit 14 Jahren in Wien. Was war Ihr Eindruck damals, wie ist er heute?

Wien erschien mir erst mal wie ein Schmuckkästchen, es hat so etwas Beschauliches. Bremen und der Norden Deutschlands, wo ich lange gelebt habe sind etwas rauer. Als Hansestadt ist Bremen liberaler und direkter. Dort herrscht ein freundlicher, klarer und etwas spröder Umgang. In Wien hingegen hält man immer eine gewisse Etikette, eine gewisse Höflichkeit und Form aufrecht. Damit habe ich mich erst mal ein wenig schwer getan. Ein Beispiel: In Bremen ist es üblich, dass man zu einem Kellner „Hallo“ sagt, in Wien ist das absolut unhöflich. Wie sagt Karl Kraus so schön: Es ist die gemeinsame Sprache, die uns trennt. Wobei es fraglich ist, ob tatsächlich Karl Kraus das gesagt hat.

Dennoch habe ich mich in Wien schnell sehr wohl gefühlt. Ich war ja erst zwei Wochen hier und habe gleich meinen Mann kennengelernt. Dadurch habe ich Wien ganz schnell auch lieben gelernt. Ich liebe es, wenn mein Mann Wienerisch spricht, Wienerisch flucht.

Können Sie es auch schon?

Nur in den eigenen vier Wänden. *(lacht)*

Könnten Sie sich vorstellen überall zu leben?

Nein, nicht überall. Abgesehen davon, dass ich als Regisseurin gern in meiner Muttersprache arbeite, könnte ich mich in einem englisch- oder französischsprachigen Land schon einleben, nur käme es mir momentan nicht in den Sinn. Wo ich wirklich leben will, das ist da, wo ich mit meinem Mann gut arbeiten kann, wo wir sagen können, da haben wir eine gute Basis und können unseren Beruf auf verschiedenste Weise ausüben.

Sie sind seit 20 Jahren am Theater. Hat sich im Verständnis Ihrer Berufskarriere etwas geändert?

Natürlich. Wenn man jung ist, hat man noch nicht viel Erfahrung, da orientiert man sich eher an äußeren Kriterien. Wer steht im Theater-Heute? Was ist das Stück des Jahres? Mit den Jahren zählen die Arbeitsqualität und die Bedingungen, unter denen man arbeiten darf. Es kommt darauf an, dass

man etwas macht, was einen geistig befriedigt und wo hoffentlich nicht allzu viele Widerstände da sind, gegen die man anarbeiten muss. Man möchte gute Arbeit machen und das ist nicht unbedingt abhängig von Größenordnungen oder Breitenwirksamkeit.

Was ist ihr Wunsch für die nächsten 5 Jahre?

Erst mal wünsche ich mir, dass wir unseren Sohn weiter so in die Welt bringen, seine Talente erkennen und fördern und dass er lernt mit Problemen umzugehen. Dann wünsche ich mir, dass sich die Beziehung mit meinem Mann weiterhin so schön entwickelt, - obwohl es gar nicht schöner werden kann, muss ich in aller Bescheidenheit sagen. *(lacht)* Für meine Arbeit wünsche ich mir, dass sich die Möglichkeiten am Theater vielleicht noch um die eine oder andere Dimension erweitern, dass ich mich in Erzählformen weiter entwickeln kann. Und ich freue mich jetzt auf neue Bühnen - und Stückformate.

Pflegen Sie Rituale?

Ja, wir haben schon Rituale, wie wir unserem Kind auch eine Spiritualität nahe bringen. Wir finden es wichtig, dass wir den Tag mit einem gemeinsamen Ritual beenden.

Sind Sie religiös?

Religiös ja, aber nicht im institutionellen Sinne. Ich denke, dass es eine enorme Lebenskraft darstellt, dass wir durch unseren Verstand, unser intuitives Wissen in der Lage sind, Berge zu versetzen. Ob es Krankheiten sind, die wir besiegen oder ob es Gesellschaftsvisionen sind, die wir realisieren. Es ist eine enorme Bandbreite von Möglichkeiten, die wir vor uns haben, wenn wir sie sehen und uns dann entscheiden. Dazu muss man eine Vorstellungskraft entwickeln, was es sein soll. Auch das kann Glaube sein. Oder wie Rupert Henning am Ende von *C(r)ash* sagen lässt: „Es gibt immer eine Minute! Eine Minute nach der Anderen. Es gibt immer eine Möglichkeit!“



„Ich bin ein absoluter Realist und glaube daher an die Kraft der Vision.“

Zur Person Carolin Pienkos

geb. in Osnabrück, lebt in Wien; 1 Mann, 1 Sohn

Ausbildung:

- Studium der Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft sowie Kulturwissenschaft an der Uni Bremen
- Praktikum Museumspädagogik; Final Cut Pro- Filmschnitt;
- Abschluss des Psychotherapeutischen Propädeutikums (2012) ; Wien
- Regieassistenz bei der bremer shakespeare company, dem Bremer Theater, Staatstheater Oldenburg, Burgtheater Wien u.a. mit D. Gotscheff, N. Stemann, Andrea Breth

Regie (Auswahl)

- Burgtheater: Adieu. Ein Abend Sommermord; F. Richter: Sieben Sekunden; E. Albee: Die Zoogeschichte; G. Murphy: Lieber weit weg
- Bremer shakespeare company: W. Shakespeare: Wie es euch gefällt
- Broadway Bar, Wien: I. Keun: Das kunstseidene Mädchen
- Kasino am Schwarzenbergplatz: A. Bovelli: Lantana
- Schauspielhaus Wien: R.W. Fassbinder: Katzelmacher
- Rosenburg Festspiele: W. Shakespeare: Romeo und Julia
- stadTheater walfischgasse: A. Shaffer: Revanche; De la Patelliere/ Delaporte: Der Vorname; R. Henning: C(r)ash; A. Ayckbourn: Halbe Wahrheiten; D. Auburn: Der Beweis

2012-2015 Spielleitung im stadTheater walfischgasse

Film: Wien, Wien nur du allein. Dokumentarisches Filmprojekt

Nominierung für Nestroypreis; Kategorie: Beste Nachwuchs- Regie (2005)

www.carolinpienkos.com